Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 79 (1970)
Heft: 2

Artikel: Blaues Band
Autor: Wyss, Hedi
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-974949

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 12.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Blaues Band

Hedi Wyss

Die Tage bleiben draussen. Draussen bei den Bäumen und den Wolken, die sich ballen im Blau, draussen mit dem Wind, der weht von einem Ende der Welt zum andern. Hier hinein fällt nur manchmal ein vergessenes Stück Licht, ein Schnipsel Tag und Zeit, das den dunklen Boden golden färbt. Draussen jagen die Tage vorbei, wild mit dem Wind um die Wette. Doch hier wuchert die Stille in den Fluren und Korridoren wie ein wilder Busch, der mit seinem Blätterwerk alles zu ersticken sucht, das Licht und die Tage und das stete Ticken der Stunden. Aber durch die Lücken im Blätterwerk stossen manchmal die Schreie. Sie sind selten, diese nackten, steilen Schreie hinter den Türen, meist sind es nur einzelne laute Worte, manchmal ein Murmeln oder ein zittriges Lied. Und die Türen sind glatt und braun, stumm wie geschlossene Münder über den Geräuschen. Selten nur geht ein eiliges Trippeln durch die Gänge oder ein müdes elendes Schlurfen; ein flatterndes Weiss verweht, eine alte Frau schleppt sich einen Stuhl heran und setzt sich ins Licht und badet stumm ihre unnützen, zitternden Händen darin, in diesem goldenen, abgebrochenen Stückchen Tag.

Manchmal gehen auch die stummen Türen auf, und dann ziehen sie langsam und ernst durch die Korridore, in Reihen, die Augen weit offen, Arm in Arm, und aufeinandergestützt, als wüssten sie ein Ziel, dort weit, weit weg am Ende aller Korridore, hinter all diesen stummen, glatten Türen. Draussen aber jagen die Tage vorbei, und der Wind bläst die Wolken wild vor sich her, von einem Ende der Welt zum andern, und das Leben steht vor der verschlossenen Türe und ringt seine warmen Hände und kann nicht herein. Denn die da durch die Korridore wandern, sind Flüchtlinge. Sie wiegen sich und schlummern, sie gehen mit geschlossenen Augen durch die Tage, die mit ihren hellen schnellen Händen ihre Körper reifen und verwelken lassen und doch nicht mehr an ihre Seelen rühren. Es sind solche, die das Spiel nie richtig lernten, das Zeit uns lehrt. Vielen gelang es wohl eine Zeitlang, so zu tun, als wüssten sie. Sie standen auf und gingen zu Bett an den Abenden und assen und schliefen. Aber dann, eines Tages, erschraken sie. Eines Morgens vielleicht, wenn die Sonne durch die Vorhänge schien und die Dinge plötzlich durchsichtig wurden und sich in der Luft auflösten. Oder eines Nachmittags, wenn jemand sprach und sein Gesicht plötzlich anfing, langsam vor ihnen zurückzusinken, und die Worte plötzlich fremd wurden, fremd und unverständlich wie das Gackern eines Huhnes, das Zischen einer feindlichen Schlange.

An diesem Tage hatten sie ihre Fühler eingezogen und die Augen geschlossen. Sie hatten das Licht aus sich ausgesperrt und begonnen, nach innen zu horchen, bis die Stimmen wach wurden in ihnen, und die fremden Düfte wuchsen. Sie hörten auf zu spielen. Die Stimmen und Düfte spannen ein feines Netz um sie, und in diesem Netz gondelten sie durch die Welt wie eine Wasserspinne in ihrem Zauberhaus aus Luft. Und die fremden Stimmen wucherten in ihnen, tranken Blut und saugten sich fest und rüttelten dann den schlafenden Körper und schrien aus ihm.

So wurden sie denn hierher gebracht. Hier, wo man die Tage aussperrt und wo die Geräusche schüchtern durch die weissen Gänge huschen; hier sperrt man die Stimmen ein, bis sie ersticken, und dann beginnt man geduldig wieder von neuem, das Spiel zu lernen. Erst das Atmen und dann das Sprechen, das Essen und das Alle-Tage und das Tun als ob, bis die Kräfte wieder da sind und man versuchen kann, langsam und vorsichtig wieder ins Licht hinauszutreten. Einen Tag erst nur, und an den weissen Arm der Schwester geklammert wie an einen Anker, damit der Wind einem nicht unter die Glieder wehen und einen forttragen kann, über die Bäume fort, mit den Wolken zu jagen, von einem Ende der Welt zum andern. Einige schaffen es, lernen und werden stark und treten schliesslich allein vor die Tür und springen in die Tage, mutig wie in einen fahrenden Zug und werden lächelnd fortgetragen.

Aber sie sind alle treu, sie kommen alle wieder, immer wieder flüchten sie sich her, bis sie endlich dableiben, für immer hinter den Türen schreien und kichern und durch die leeren Gänge schlurfen. Sie halten die Augen geschlossen und lächeln in ihre eigene Seele hinein und vergessen, dass die Welt sich dreht. An den Nachmittagen sind sie im Saal versammelt und stricken etwas und sticken etwas, und über ihnen schweben in Ketten, Perle an Perle, die Gebete der Schwestern, die mit ihren roten Gesichtern unter den weissen Hauben an den Tischen stehen und Wäsche falten. Manchmal werfen sie einen Blick über die Köpfe der Kranken und sehen ihren blassen Gebeten nach, die über den Köpfen in der Stille schweben.

Hier sitzt jetzt Nina oft, schmal und rosig jung. Sie zeichnet, und auf dem Blatt vor ihr wächst eine seltsame Welt. Es sind die Stimmen, die sich hier in goldenen Ranken niederlassen. Sie glänzen stumm und harmlos, aber sie wuchern und schlingen sich schlüpfrig, und zwischen ihren Ranken blitzt manchmal dunkel und drohend noch das Auge der lauernden Tiere hervor.

Nina lernt, sie lernt gut, sie lernt jeden Tag. Langsam tastet sie sich durch die goldenen Ranken zurück in die Welt. Sie sitzt schon wieder und spricht und blickt manchmal zum Fenster hinaus. Das ist schon viel. Denn als sie kam, war sie sehr steif und stumm. Sie hatte die Augen über ihrer Seele geschlossen und die Hände zu Fäusten geballt. Sie hatte alles verlernt. Sie atmete selbst nicht mehr. Etwas Fremdes in ihr tat es für sie, und sie hatte keine Macht, es zu zwingen, aufzuhören, obwohl der Schlag ihres Herzens sie störte beim Horchen auf die goldenen Stimmen ihrer Seele. Lange lag sie so da, die Augen geschlossen über ihrer Seele, als müsste sie sie hüten vor dem Licht wie eine Mutter ihr Kind vor dem Wind. Sie musste sie hüten vor dem Wind, der an ihr nagte, sich über sie werfen und sie mit ihrem Körper schützen vor den Tagen, die, zu Ketten gereiht wie Eisenbahnzüge, unaufhaltsam über sie hinwegfuhren und ihre harten, schmerzhaften Spuren in sie schrieben. Sie musste ihre Augen geschlossen halten, damit ihre Seele nicht erschrak vor dem rasenden Untier der Eisenbahntage, und ihre Ohren, damit sie das Ticken der Zeit nicht störte. Dieses unbarmherzige, stetige Ticken, dieses kleine, goldene Messerchen, das an den Uhren hing und stetig niederfiel und kleine Stücke abschnitt von dem blauen Band, das Leben hiess. Sie lag mit geschlossenen Augen, weil sie wohl atmen gelernt hatte, aber nicht das Leiden, das damit verbunden war, zu ertragen, das Einatmen all dieser blauen, abgeschnipselten Lebensbandtode, das kleine blaue Sterben in jedem Atemzug. Aber sie haben sie aufgeweckt und zurückgeholt. Mit Spritzen und Pillen sind sie hinter die geschlossenen Lider ihrer Augen gekrochen, haben an ihre Ohren geklopft mit dumpfem, fernem Ton erst, dann immer lauter, bis die goldenen Stimmen in ihr wie scheue Engel davor zurückgewichen sind. Langsam schlief ein in ihr, was an ihr Herz gehämmert hatte mit peinvoller Innigkeit. Sie hat die Augen aufgeschlagen und zaghaft in das dumpfe Licht dieser stillen Räume geblickt und einen Atemzug versucht. Hier, in den gefilterten Schatten, ist es leicht, aufzustehen und die Glieder zu rühren und in den grünen Blättern der Stille zu wandern. Denn es gibt keine Uhren hier, und das Leben ist ausgesperrt. Man glaubt, dass es nicht gefährlich sei, einen Blick in den Glanz da draussen zu werfen oder verstohlen an den glatten verschlossenen Türen der fremden Leben zu lauschen. Man verpflichtet sich zu nichts.

Und nun sitzt also Nina schon da im Saal und lächelt vor sich hin, unter den Perlenketten der Gebete geborgen. Sie hängt ihre Gedanken daran auf und lässt sie schweben daran und fängt ihre goldenen Stimmen damit ein, um sie auf ihr Blatt zu bannen. Manchmal sieht sie auf und wirft einen Blick in die sonnige Welt da draussen und lächelt den jungen Schwestern zu, die durch den Saal huschen und mit ihren lebendigen Stimmen ganz unbekümmert die Perlengebete der alten Nonnen zerreissen. So scheint es doch seltsam, dass Nina sich heute wieder so unbegreiflich verändert hat, dass sie heute wieder zurückgesunken ist, so unvermittelt und so kurz, bevor sie den Sprung ins Leben hätte wagen können.

Heute ist Samstag, und die jungen Schwestern baden im grossen Waschraum die Frauen und geben frische Wäsche aus und legen die Sonntagskleider zurecht, als wüssten sie nicht, dass Stimmen und Dämmerung stärker sind als blauer Sonntag und Kirchgang und Besuch auf roten Polstersesseln. Nur ein paar der Frauen, die in den Wannen sitzen, sind wie Nina so weit erwacht, dass sie dem Sonntag zulächeln, und aus dem Bade steigen und sich vor dem Spiegel die nassen Locken drehen. Nina trägt einen blauen Bademantel und sieht ihren weissen Hals im Spiegel und lächelt. Und in diesem Augenblick, da die Schwester sich nach ihr umdreht und sagt: «Du ziehst das rote Kleid an, Nina, morgen, nicht wahr? Freust du dich denn, dass deine Mutter dich besucht», da hat es begonnen. Nina, die Hände noch an ihren nassen Locken, sieht sich um. Da steht die alte Käthe hinter ihr und zupft sie am Aermel und sagt: «Es ist eine Sünde, eine grosse Sünde ist geschehen. Meine Dame, sie haben dem Herrgott den Tag gestohlen, ich werde es meiner Mutter sagen, sie haben den Tag gestohlen und Häcksel daraus gemacht, und das ist nun die Strafe.» Da wird Nina schwindlig, und es steigt ihr heiss in die Kehle, wie einem Kind, das ungehorsam war. Seltsam, sie kennt doch Käthe, kennt ihr bärtiges Runzelgesicht, ihre wasserblauen Augen und ihren ewigen Spruch, und sie weiss doch auch, was Käthe weiter sagen wird: «Madame, sind das meine Schuhe, nein, das sind nicht meine Schuhe, sie tun mir weh, man hat dem Herrgott die Tage gestohlen und mir meine Schuhe, die Mutter hat's gesagt . . .» Sie erschrickt doch längst nicht mehr vor Käthe, sondern lächelt ihr zu und tut so, als helfe sie ihr, die Schuhe zu finden. Nur heute, da wird ihr plötzlich heiss und schwindlig, sie fürchtet sich vor Käthe, der guten alten verrückten Käthe, die seit Jahren ihre eigenen Schuhe sucht. Sie starrt sie an, die Hände noch an den nassen Locken und schweigt. «Lass dich noch kämmen, Käthe», sagen die jungen Schwestern und wi-

schen ihre nassen Hände an den Schürzen ab. Nina sieht zu, wie die eine Käthe sanft auf einen Stuhl setzt und ihr das schüttere gelbe Greisenhaar zurückbürstet, wie die andere Schwester sich vor dem Spiegel das Häubchen zurechtrückt und wie sie beide liebevoll mit Käthe tratschen und sie wegen ihrer Schuhe necken und sie «süsse alte Jungfer» nennen. Und dann flechten sie ihr das Zöpfchen. Als die eine es aufstecken will, zieht die andere ein blaues Seidenband aus ihrer Schürzentasche. «Wie deine schönen blauen Augen, Käthe», sagt sie, und Käthe lächelt ihr zahnloses Greisenlächeln und hat Tränen auf den Wangen. Dann lachen sie und flechten Käthe das Band ins Zöpfchen und binden es zu einer grossen blauen Masche. Käthe sieht sich im Spiegel an und grinst.

Dann haken die Schwestern sie unter und stolzieren mit ihr durch den grossen Gang in den Saal. Nina aber geht hinter ihnen und ist ganz blass. Sie geht wie gebannt, noch immer die Hand am Haar, als wäre sie verzaubert. An diesem Nachmittag stehen die Fenster im Saal weit offen. Die Sonne scheint auf die Hände der Frauen. Die Gebete bleiben stehen in der Luft. Die dicke Schwester stemmt ihre Hände in die Hüften und lacht. Da kriecht die Stille schnell und kleinlaut unter die Bänke. Da heben sich die Köpfe. Die Frauen sehen Käthe an und lachen, die kichernde Käthe mit dem tanzenden Zöpfchen und dem Stoppelbart, und sie lachen. Nina sieht zu, wie die Frauen ihr Lachen wagen, wie es schwillt und in roten Wellen um die Tische brandet. Sie sieht, wie Käthe eitel kichert und ihr Zöpfchen tanzen lässt, ihr Zöpfchen mit der grossen blauen Kinderschleife. «Ihr habt dem Herrgott den Tag gestohlen», kichert sie, «das ist eine Sünde.» Aber Nina kann nicht lachen. Ihr tut die Sonne weh. Die rote Woge des Lachens kriecht drohend auf sie zu. Sie fürchtet sich vor dem blauen Band an Käthes Kopf. Sie steht und ballt ihre Fäuste.

Da fährt der Wind, der draussen weht, mutwillig in ein Fenster, ein Flügel fliegt scheppernd auf, und wie die blendenden Lichtfunken über sie hintanzen, schliesst sie die Augen und lässt sich langsam fallen. Niemand erschrickt. Man ist hier anderes gewöhnt, Toben und wilde Schreie. Man schafft Nina in ihr Zimmer. Da liegt sie nun, steif, mit geschlossenen Augen und geballten Fäusten, und deckt ihre Seele zu vor dem Wind wie eine Mutter ihr Kind und beugt sich über sie und horcht.

Was ist Epilepsie?

Dr. med. H. Landolt

Die Epilepsie ist eine besondere Krankheit des Gehirns, die nach jeder Schädigung von Hirnzellen auftreten kann, wobei jedoch oft Jahre bis Jahrzehnte vergehen, bevor in der geschädigten Hirnregion ein sogenannter Krampfherd entsteht. Dieser Krampfherd führt zum Ausbruch der epileptischen Anfälle, welcher Art sie auch seien, und ist deren Ursache und Grundlage im Gehirn. Erlischt er wieder, ist die Krankheit behoben.

Der epileptische Vorgang selbst kann etwa auf folgende Art erklärt werden. Gewöhnlich arbeitet das Gehirn gesamthaft ganz kontinuierlich und gewissermassen sinnvoll; die Lebensvorgänge in ihm laufen ständig und fliessen ab und richten sich dabei nach inneren und äusseren Bedürfnissen. Höchstens ändert sich dabei die Art der Vorgänge, zum Beispiel je nach der Gemütslage und je nachdem, ob man wach ist oder schläft. In einem Krampfherd aber laufen alle Lebensvorgänge hin und wieder plötzlich und so sinnlos wie etwa bei einer Katastrophe ab. Bleibt diese Störung auf eine kleine Gruppe von Zellen, zum Beispiel auf den Krampfherd, beschränkt, so braucht das freilich nicht unbedingt Folgen für den Patienten zu haben; manchmal greift diese Störung aber auch auf die gesunden Hirnzellen über. Sie werden nun von den kranken Zellen mitgerissen. Dann tritt äusserlich das auf, was die Epilepsie vor allem charakterisiert, nämlich der epileptische Anfall. Er kann demnach ähnlich wie ein schwerer Betriebsunfall in einem sehr komplizierten elektronischen Apparat aufgefasst werden oder wie ein zeitweiser Zusammenbruch von dessen Organisation.

Bildlich kann man sich das auch folgendermassen vorstellen: Schaut man von einem hohen Münsterturm auf das Gedränge in den Gassen und Plätzen einer Stadt hinunter, so wird man dort unten keine eigentliche Ordnung erkennen können, es sei denn, dass die Stadt lebt, wächst und gedeiht. Offenbar geht also jeder doch seiner richtigen Bestimmung in der Gemeinschaft nach, auch wenn man das an dem Gewühl nicht erkennt. Dieses Bild entspricht der Funktionsart des gesunden, lebendigen und lebenstüchtigen Gehirns. Bemerkt man aber eines Tages Strömungen in der Menschenmenge, ordnet sie sich, sieht man gar Marschkolonnen, dann geht man gewiss nicht fehl, anzunehmen, dass jetzt etwas Ausserordentliches vorgeht, ja vielleicht der Stadt etwas Beunruhigendes oder Gefährliches droht, das lawinenartig zu einer Katastrophe führen und die Stadt zerstören könnte. Aehnliches geschieht im epileptischen Anfall. Nachher muss die Stadt wieder mühsam aufgebaut werden, bis, zu ihrem